



Newsletter, Dezember 2022



Editorial

Hamburg, im Dezember 2022

Sehr geehrte Damen und Herren,

heute erreicht Sie unser 48. DZSKJ-Newsletter, die vierte Ausgabe im Jahr 2022. In der vorliegenden Ausgabe haben wir wie immer neue und aus unserer Sicht sehr relevante Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Suchtstörungen des Kindes- und Jugendalters für Sie zusammengefasst. Die Studienergebnisse, die im DZSKJ-Newsletter regelmäßig zusammenfassend berichtet werden, beziehen sich auf ein breites Spektrum und sollen dabei helfen, das Verständnis für die Entstehung, Prävention und Behandlung von Suchtstörungen im Kindes- und Jugendalter zu vertiefen und an den Stand des aktuellen Forschungswissens anzupassen.

In der vorliegenden Ausgabe des DZSKJ-Newsletters finden Sie zusammengefasste Ergebnisse zu folgenden Studien:

1. Über den Zusammenhang von Binge-Watching und psychischen Problemen bei türkischen Jugendlichen In dieser Studie werden Daten zum Zusammenhang von „Binge-Watching“ (exzessive Nutzung von Streaming Diensten) bei türkischen Jugendlichen untersucht und Zusammenhänge mit dem Ausmaß psychischer Gesundheitsprobleme berichtet.

2. Hilfebedarf bei Familien während der COVID-19 Pandemie Das Ziel der berichteten Arbeit war es, Familien genauer zu beschreiben, die nach dem ersten COVID-19 bedingten „Lockdown“ in Deutschland einen psychosozialen Hilfebedarf für familiäre oder persönliche Probleme formulierten. Dabei war es die Absicht zwischen solchen Familien zu unterscheiden, die bereits vor Beginn der Pandemie einen Hilfebedarf hatten, und solchen, die bisher keinen Hilfebedarf für sich in Anspruch genommen hatten.



3. Neue Studienergebnisse zur Wirksamkeit einer motivierenden Kurzintervention für alkoholintoxikierte junge Menschen im Notfallsetting Die Studienlage zur Wirksamkeit von alkoholbezogenen Kurzinterventionen im Notfallsetting ist insbesondere bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen uneindeutig. In der hier zusammengefassten Studie wurde daher die Wirksamkeit einer motivierenden Kurzintervention bei jungen Erwachsenen über einen längeren Zeitraum geprüft.

4. Substanzkonsum bei Kindern und Jugendlichen: Zusammenhänge mit Lebensqualität und Verhaltensauffälligkeiten Im letzten Beitrag dieser Ausgabe werden Ergebnisse einer Untersuchung von Kindern und Jugendlichen aus Deutschland zu deren Substanzkonsum und Zusammenhängen mit Aspekten der psychischen Gesundheit dargestellt. Hier geht es insbesondere um mögliche Veränderungen in der Art des Substanzkonsums über die letzten zehn Jahre.

Wir hoffen mit dieser Themenauswahl Ihr Interesse getroffen zu haben! Wir freuen uns sehr über das große Interesse an unserem Newsletter! Interessentinnen und Interessenten steht er auf unserer Homepage www.dzskj.de zum Download zur Verfügung. Auf der Homepage finden Sie auch wie gewohnt einen Link zur Anmeldung zu unserem Fortbildungsangebot und aktuelle Informationen zum Hamburger Basiscurriculum Jugend und Sucht (siehe auch www.basiscurriculum-hamburg.de).

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Nicolas Arnaud, Redakteur

Prof. Dr. Rainer Thomasius, Ärztlicher Leiter

Impressum:

Herausgeber: Deutsches Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters

Prof. Dr. Rainer Thomasius

c/o Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Martinistrasse 52

20246 Hamburg

Telefon: 040/7410-59307,

E-Mail: sekretariat.dzskj@uke.de

Erscheinungsweise vierteljährlich

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

1. Über den Zusammenhang von Binge-Watching und psychischen Problemen bei türkischen Jugendlichen

Hintergrund und Fragestellung

Video-Streaming-Dienste, wie Netflix und Disney+, stoßen bei Jugendlichen auf große Beliebtheit. In diesem Kontext nimmt das Phänomen des sogenannten „Binge-Watchings“ noch einmal neue Dimensionen an. Trennscharf ist der Begriff jedoch nicht. In der vorliegenden Studie wird Binge-Watching als „Anschauen von zwei oder mehr Episoden derselben Serie oder als Anschauen von mindestens drei Stunden am Stück“ beschrieben. Durch die Übertragung der Inhalte im digitalen Raum können Inhalte nun noch besser auf die Nutzer:innen zugeschnitten werden und die erleichterte Verfügbarkeit begünstigt einen exzessiven Konsum.

Einerseits führt Binge-Watching dazu, dass das Engagement für die verfolgte Serie steigt und Zuschauer:innen mehr in die Geschichte eintauchen. Spaß zu haben und emotionale Spannungen abzubauen sind dabei die Hauptmotive. Gleichzeitig kann ein exzessiver Konsum einen Risikofaktor für die körperliche Gesundheit, das psychologische Wohlbefinden und die soziale Teilhabe darstellen. Es wird angenommen, dass sich Betroffene durch den exzessiven Konsum weniger einsam und mehr zugehörig fühlen wollen. Desweiteren kann Binge-Watching mit anderen psychischen Problemen wie Depressionen, Angst- oder Schlafstörungen einhergehen oder gar in eine Verhaltenssucht übergehen.

Ziel der Studie

Aus diesem Grund untersuchte die vorliegende Studie den Zusammenhang von Binge-Watching bei Adoleszenten und dem Ausmaß psychischer Gesundheitsprobleme.

Methoden

189 türkische Jugendliche im Alter von 12 bis 17 Jahren nahmen vom 1. Mai bis zum 1. Juni 2021 an einer Onlinebefragung teil. Die Stichprobe bestand zu 58,2% aus Mädchen. Das Durchschnittsalter lag bei 15,31 Jahren ($SD=1,84$). Teilnehmende mit psychiatrischen oder anderen Erkrankungen, die Medikamente einnehmen, wurden zuvor aus der Stichprobe genommen, um den potenziellen Einfluss dieser Faktoren auf das Binge-Watching auszuschließen.

Das Binge Watching-Verhalten wurde über den „Binge-Watching Addiction Questionnaire“ (BWAQ) ermittelt. Dabei handelt es sich um 20 Fragen, die mit einer fünfstufigen Likert-Skala von 0 (nie) bis 4 (immer) beantwortet werden können.

Psychische Gesundheitsprobleme wurden mit der „Conners-Wells' Adolescent Self-Report Scale“ (CASS) erhoben. Mit diesem Fragebogen können Selbsteinschätzungen über 8 Problembereiche gemacht werden: Aufmerksamkeitsprobleme, emotionale Probleme, familiäre Probleme, kognitive Probleme, Probleme mit der Wutkontrolle, Probleme des Sozialverhaltens, Hyperaktivität und Verhaltensprobleme sowie Aufmerksamkeitsdefizite. Er enthält 87 Items, die auf einer vierstufigen Likert-Skala von 0 (trifft überhaupt nicht zu) bis 3 (trifft sehr zu) bewertet werden können.

Ergebnisse

In der Studie erfüllten 114 der 189 Befragten (60,3%) die Kriterien für Binge-Watching. Dabei gab es keinen bedeutsamen Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen. Jedoch zeigte sich, dass Befragte mit einem Abonnement für Streaming-Dienste signifikant höhere Binge-Watching-Werte hatten, als Befragte ohne Abonnement. Hierbei stellt sich die



Frage, ob sich die finanzielle Investition in einen (oder mehrere) Streaming-Dienste auf das exzessive Konsummuster auswirkt. Aufgrund des Studiendesigns konnte dies jedoch nicht geprüft werden.

Es wurde ein signifikanter positiver Zusammenhang zwischen Binge-Watching-Werten und familiären, emotionalen, kognitiven und Verhaltensproblemen, sowie Hyperaktivität und Aufmerksamkeitsdefiziten gefunden. Das heißt, je höher der Binge-Watching-Wert ausfiel, desto häufiger wurden auch die genannten Probleme angegeben. Oder umgekehrt: Je höher psychische Probleme eingeschätzt wurden, desto höher fiel der Binge-Watching-Wert aus.

In einem Gruppenvergleich zwischen den Teilnehmenden mit Binge-Watching und denjenigen ohne Binge-Watching konnte festgestellt werden, dass bei denjenigen mit Binge-Watching vermehrt emotionale, kognitive und Verhaltensprobleme sowie Aufmerksamkeitsdefizite auftraten.

Die Autor:innen nehmen an, dass Personen mit größeren emotionalen Problemen aufgrund ihrer Verbundenheit mit den Figuren in den Serien eher zum Binge-Watching neigen. Zudem könnte der Zusammenhang zwischen Binge-Watching und psychischen Problemen dadurch geklärt werden, dass Binge-Watching als emotionsfokussierte Bewältigungsstrategie eingesetzt wird.

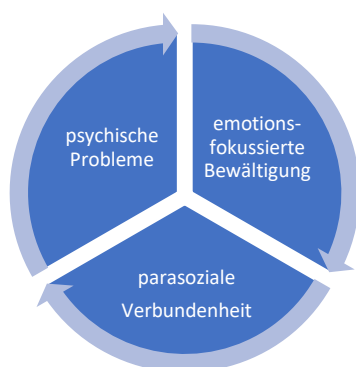


Abbildung 1. Mögliche Bedingungen für ein problematisches Binge-Watching

Bewertung

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen, dass Binge-Watching unter türkischen Jugendlichen weit

verbreitet ist. Dies könnte dafür sprechen, dass dieses Konsummuster in der Altersgruppe sozial akzeptiert ist. Jedoch wird Binge-Watching auch mit psychischen Problemen in Verbindung gebracht. Die Studie stützt damit die bisherigen Befunde über den Zusammenhang von Binge-Watching und psychischen Gesundheitsproblemen. Außerdem liefert sie wichtige Erkenntnisse für die Altersgruppe der Adoleszenten und erweitert damit den Forschungsstand.

Bei dem Studiendesign handelt es sich allerdings um eine Querschnittserhebung, die keine Informationen über gegenseitige Einflüsse oder mögliche Langzeiteffekte liefern kann. Zudem sind die Beschreibungen der psychischen Probleme etwas vage und es bleibt unklar, ob die konsumierten Inhalte oder technischen Anwendungen der Streaming-Dienste ebenfalls eine Rolle bei der Beschreibung der psychischen Probleme spielen könnten. Da es sich um eine türkische Untersuchung handelt, ist die Übertragung der Befunde auf deutsche Gleichaltrige eventuell nur eingeschränkt möglich.

Weitere Untersuchungen sind nötig, um die suchtfördernden Mechanismen von Streaming-Diensten genauer zu ermitteln und dessen Wechselwirkungen mit psychischen Problemen in der Adoleszenz zu erforschen.

Jan-Ole Cloes, M.Sc.

Quelle

Özkent, Y., Açıkel, B. (2022). The Association Between Binge-Watching Behavior and Psychological Problems Among Adolescents. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 210(6), 462-467. Doi: 10.1097/NMD.0000000000001510

Deutsches Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Körperschaft des öffentlichen Rechts

Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

2. Hilfebedarf bei Familien während der COVID-19 Pandemie

Hintergrund und Fragestellung

Auch mehr als zweieinhalb Jahre nach ihrem Ausbruch ist die COVID-19 Pandemie ein Ereignis, das Menschen nachhaltig geprägt hat. Gerade im Zusammenhang mit den sogenannten „Lockdowns“, also dem Herunterfahren des öffentlichen und sozialen Lebens zur Eindämmung von Ansteckungen sind insbesondere Familien vor große Herausforderungen im Hinblick auf die Bewältigung ihres Alltags gestellt worden. Im Zuge dessen wurde vielfach die Frage gestellt, welche Familien besonders unter den genannten Einschränkungen zu leiden hatten. Dabei liegt nahe, dass Familien, die vor Ausbruch der Pandemie bereits durch familiären Probleme belastet waren, auch durch die Auswirkungen der Pandemie besonders hart getroffen werden würden. Andererseits könnte es aber auch sein, dass Belastungen der Pandemie manche Familien, die zuvor gut zurechtkamen, vor besondere psychosoziale Herausforderungen stellten.

Ziel der Studie

Das Ziel der vorliegenden Arbeit war es, Familien genauer zu beschreiben, die nach dem ersten COVID-19 bedingten „Lockdown“ in Deutschland einen psychosozialen Hilfebedarf für familiäre oder persönliche Probleme formulierten. Dabei war es die Absicht zwischen solchen Familien zu unterscheiden, die bereits vor Beginn der Pandemie einen Hilfebedarf hatten, und solchen, die bisher keinen Hilfebedarf für sich in Anspruch genommen hatten.

Methoden

Für die online-durchgeführte Studie wurden insgesamt N = 602 Eltern minderjähriger Kinder sowie n = 101 Kinder im Alter zwischen elf und 17 Jahren im Zeitraum

zwischen Juni und Juli 2020 zum zurückliegenden ersten COVID-19 bedingten „Lockdown“ in Deutschland befragt. Eingesetzt wurden verschiedene psychometrisch etablierte Messinstrumente, die mehrheitlich einen Vergleich der ermittelten Daten mit Referenz- bzw. Normstichproben ermöglichten. Im Zuge dessen wurden Daten zur psychischen Befindlichkeit, Stresserleben, Lebensqualität, sowie zu bereits vor der Pandemie festgestellten psychischen Erkrankungen erhoben, aber auch zum Erleben pandemie-bedingter Stressoren. Zusätzlich wurden Eltern gefragt, ob sie in der Zeit seit dem ersten „Lockdown“ einen psychosozialen Hilfebedarf für familiäre oder persönliche Probleme wahrnehmen. Auch wurde erfragt, ob die Familie bereits vor der Pandemie psychosoziale Hilfe in Anspruch genommen hatten.

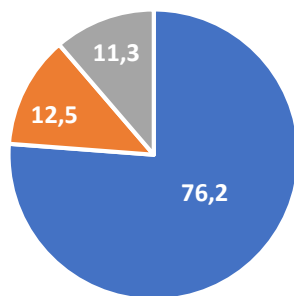
Ergebnisse

Von den befragten Familien berichteten 76,2% keinen Hilfebedarf zu haben, 11,3% der Familien hatten bereits vor der Pandemie Hilfe in Anspruch genommen und signalisierten einen Hilfebedarf in der Pandemie; 12,5% formulierten einen Hilfebedarf in der Pandemie, ohne bereits zuvor Hilfe in Anspruch genommen zu haben (sog. „neuer Hilfebedarf“; Abbildung 1).

Die befragten Kinder berichteten im Vergleich zu den Daten aus einer Normstichprobe eine signifikant niedrigere Lebensqualität. Insgesamt zeigten sich die befragten Eltern während der Pandemie stark belastet: im Vergleich zu Referenzstichproben, deren Daten vor der Pandemie erhoben worden waren, zeigten sich deutlich erhöhte Belastungen durch Stress. Mütter waren stärker durch Stress belastet als Väter. Der Stress



war unter Personen, die bereits vor dem Beginn der Pandemie die Diagnose einer psychischen Störung erhalten hatten, besonders hoch. Unter den Pandemiebedingten Belastungen waren erhöhte Belastungen durch vermehrte Arbeiten im Haushalt sowie gesundheitsbezogene Sorgen besonders stark mit Stresserleben assoziiert.



- kein Hilfebedarf
- während der Pandemie entstandener (neuer) Hilfebedarf
- Hilfebedarf vor und während der Pandemie

Abbildung 1. Hilfebedarf bei Familien während der COVID-19 Pandemie

Die vorliegenden Daten wurden außerdem dahingehend ausgewertet, ob es Unterschiede hinsichtlich verschiedener Belastungsfaktoren zwischen Familien mit einem Hilfebedarf im Vergleich zu Familien ohne Hilfebedarf gibt. Dabei zeigte sich dass die Wahrscheinlichkeit, einen Hilfebedarf während der Pandemie zu signalisieren, bei Familien, in denen der befragte Elternteil bereits vor der Pandemie eine psychische Störung hatte, deutlich erhöht war. Gleichzeitig spielen jenseits der psychischen Vorerkrankung von Eltern aber auch pandemiebedingte Stressoren eine Rolle: bei Familien mit einem Hilfebedarf vor und während der Pandemie spielten dabei gesundheitsbezogene Sorgen eine hervorgehobene Rolle. Bei Familien mit einem neuen Hilfebedarf waren dies insbesondere eine verschlechterte körperliche Gesundheit.

Bewertung

Die vorliegende Untersuchung unterstreicht, dass Familien während der COVID-19 Pandemie erheblichen Belastungen ausgesetzt waren. Dies gilt insbesondere für ein erhöhtes Stresserleben von Eltern, v. a. von Müttern, und einer verringerten Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen. Während etwa drei Viertel der Familien keinen psychosozialen Hilfebedarf während der Pandemie formulierten, zeigte etwa ein Viertel der befragten Familien deutliche Belastungen und damit den Wunsch nach Hilfe. Der Anteil der Familien, die einen Hilfebedarf anmelden, ist in der Pandemie deutlich angewachsen. Hierbei spielen psychische (Vor-) Erkrankungen der Eltern eine wichtige Rolle, gleichwohl pandemiebedingte Belastungen auch dann noch bedeutsam bleiben, wenn die Analyse um den Einfluss psychischer (Vor-) Erkrankung bereinigt wurde.

Dipl.-Psych. Dr. Christiane Baldus

Quelle

Baldus, C., Franz, S. & Thomasius R. (2022). Help Needs among Parents and Families in Times of the COVID-19 Pandemic Lockdown in Germany. *Int J Environ Res Public Health*, 19(21), 14159. doi.org/10.3390/ijerph192114159.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Körperschaft des öffentlichen Rechts

Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

3. Neue Studienergebnisse zur Wirksamkeit einer motivierenden Kurzintervention für alkoholintoxikierte junge Menschen im Notfallsetting

Hintergrund und Fragestellung

Exzessiver Alkoholkonsum bei Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist mit hohen gesundheitlichen Risiken verbunden. Laut Weltgesundheitsorganisation WHO steht jeder vierte Todesfall in der Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen im Zusammenhang mit Alkoholkonsum. Eine Behandlung in der Notaufnahme aufgrund einer akuten Alkoholintoxikation (AAI) wird häufig als eine Situation beschrieben, in der Personen besonders offen sind, über Risiken zu reflektieren, die mit Alkoholkonsum einhergehen. Die Studienlage zur Wirksamkeit von alkoholbezogenen Kurzinterventionen im Notfallsetting ist jedoch, insbesondere bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, uneindeutig.

Ziel der Studie

Eine Schweizer Forscher:innengruppe, die sich seit vielen Jahren mit einzelnen Wirkelementen von motivierenden Kurzinterventionen beschäftigt, hat zu diesem Thema nun eine aktuelle Studie veröffentlicht, die einen weiteren Beitrag zur Klärung der uneinheitlichen Datenlage zu diesem Thema darstellen soll.

Methoden

Unter Einbezug des Mitbegründers der Methode des „Motivational Interviewing“ (Miller & Rollnick) Stephen Rollnick wurde eine face-to-face motivierende Kurzintervention mit drei zeitlich versetzten telefonischen Nachsorgekontakten entwickelt. Junge

Erwachsene, die in der Notaufnahme des Uniklinikums Lausanne mit einer akuten Alkoholintoxikation behandelt wurden, erhielten zufällig entweder die motivierende Kurzintervention mit drei Nachsorgekontakten (Interventionsgruppe) oder ein kurzes Feedbackgespräch zu den Risiken exzessiven Alkoholkonsums (Kontrollgruppe). Zur Beurteilung der Wirksamkeit der Intervention wurden alle Teilnehmenden jeweils 1, 3, 6 und 12 Monate nach der AAI zu der Anzahl der Tage mit exzessivem Alkoholkonsum („heavy drinking days“ HDDs) und zu alkoholbezogenen Problemen befragt.

Ergebnisse

Insgesamt nahmen N = 344 junge Erwachsene im Alter zwischen 20 und 28 Jahren (Median = 23), davon 24.4% weiblich, an der Studie teil. Teilnehmende in der Interventionsgruppe berichteten im follow-up Zeitraum bis zu 12 Monate nach der Alkoholintoxikation von signifikant weniger Trinktagen mit exzessivem Konsum (HDDs) als Teilnehmende in der Kontrollgruppe (siehe Abbildung 1).

In der Kontrollgruppe stieg die Anzahl der Tage mit exzessivem Alkoholkonsum im Nachbefragungszeitraum stetig an. In der Interventionsgruppe hingegen wurde keine signifikante Zunahme der HDDs beobachtet. Die alkoholbezogenen Probleme unterschieden sich zwischen beiden Gruppen nicht und veränderten sich auch über den follow-up Zeitraum von 12 Monaten nicht.

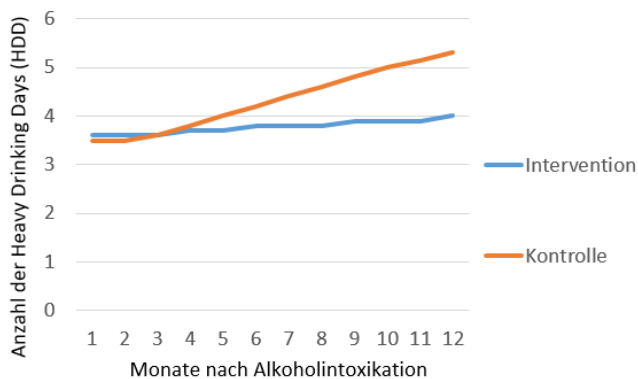


Abbildung 1. Anzahl der Trinktage mit exzessivem Alkoholkonsum in der Interventionsgruppe und der Kontrollgruppe über den Follow-up Zeitraum von 12 Monaten

Bewertung

In dieser Studie wurde gezeigt, dass ein Beratungsgespräch nach den Prinzipien des Motivational Interviewing mit drei Nachsorgekontakten durch geschulte Berater:innen Auswirkungen auf den Alkoholkonsum hatte. Dieser Effekt war auch 12 Monate nach der AAI noch zu beobachten. Interessanterweise scheint der Vorfall selbst (AAI mit Vorstellung in der Notaufnahme) in dieser Altersgruppe nicht zu einer Reduktion der Trinktage mit exzessivem Konsum (HDDs) geführt zu haben. Einen solchen Effekt, d.h. die Reduktion des Alkoholkonsums in Interventions- und Kontrollgruppe nach einer AAI, haben verschiedene Studien mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen beobachtet, unter anderem die HaLT-Hamburg Studie, die mit Minderjährigen an Hamburger Kliniken durchgeführt

wurde. In der hier vorgestellten Studie blieb die Anzahl der HDDs in der Interventionsgruppe unverändert, in der Kontrollgruppe nahmen die Tage mit exzessivem Alkoholkonsum innerhalb der 12 Monate nach der Intoxikation signifikant zu. Diese Studie hat damit einen weiteren, wichtigen Beitrag zur Evidenz von alkoholbezogenen motivierenden Kurzinterventionen im Notfallsetting erbracht.

Dr. Silke Diestelkamp

Gaume, J., Bertholet, N., McCambridge, J., Magill, M., Adam, A., Hugli, O., & Daepfen, J. B. (2022). Effect of a Novel Brief Motivational Intervention for Alcohol-Intoxicated Young Adults in the Emergency Department: A Randomized Clinical Trial. *JAMA network open*, 5(10), e2237563. <https://doi.org/10.1001/jamanetworkopen.2022.37563>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

4. Substanzkonsum bei Kindern und Jugendlichen: Zusammenhänge mit Lebensqualität und Verhaltensauffälligkeiten

Hintergrund und Fragestellung

Substanzkonsum ist für eine große Anzahl von Kindern und Jugendlichen ein erheblicher Risikofaktor für die gesundheitliche und psychosoziale Entwicklung. Für die Entwicklung von Abhängigkeitserkrankungen ist das Jugendalter eine besonders sensible Phase. Ein biografisch früher Einstieg in den Konsum (meist legaler Konsummittel wie Tabak und Alkohol) ist ein wesentlicher und vielfach belegter Risikofaktor. Repräsentative Daten zeigen zwar, dass der Alkohol- und Zigarettenkonsum unter deutschen Jugendlichen zurückgegangen ist, allerdings gibt es im selben Zeitraum in der Altersgruppe beim Konsum von Cannabis ansteigende Tendenzen. Psychologische Variablen wie Lebenszufriedenheit und Verhaltensproblemen sind mit der Art und dem Ausmaß des Substanzkonsums im Jugendalter assoziiert. Eine aktuelle Abbildung dieser Zusammenhänge sowie von zeitlichen Trends im Konsumverhalten von Jugendlichen ist für die zielführende Planung von Präventionsangeboten wichtig.

Ziel der Studie

Anhand einer Stichprobe deutscher Kinder und Jugendlicher (LIFE-Kinderstudie Leipzig) sollten aktuelle Substanzkonsummuster von Kindern und Jugendlichen erfasst und Zusammenhänge mit Aspekten der psychischen Gesundheit dargestellt werden.

Methoden

Die Daten für die vorliegende Untersuchung stammen aus der LIFE-Kinderstudie aus Leipzig, einer großangelegten prospektiven Kohortenstudie. Für die vorliegende Auswertung wurden ausschließlich die

Daten aus der ersten Erhebung (über die Jahre 2011 bis 2020) verwendet. Insgesamt konnten so N = 1829 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 9,5 und 18,5 Jahren in die Auswertung eingehen. Für die Auswertung wurden drei Altersgruppen gebildet: Kindheit (9,5 – 12,5 Jahre, N = 704), frühe Adoleszenz (13 – 15 Jahre, N = 681) und späte Adoleszenz (16 – 18,5 Jahre, N = 444). Mittels Fragebogen wurde die Häufigkeit des aktuellen Konsums von Zigaretten, Alkohol und Cannabis erfasst. Als häufig wurde ein mindestens wöchentlicher Konsum verstanden. Sozioökonomischer Status (SÖS) wurde über das Netto-Einkommen der Eltern, deren berufliche Tätigkeit und Ausbildungsabschluss ermittelt. Zur Erfassung der Lebensqualität wurde der Kidscreen-27 eingesetzt und zur Erfassung von Verhaltensauffälligkeiten der „Strengths and Difficulties Questionnaire“ (SDQ).

Ergebnisse

In der Gesamtstichprobe gaben 38,4% der befragten Kinder und Jugendlichen an, mindestens manchmal Alkohol zu trinken; 6,2% gaben an, derzeit Zigaretten zu rauchen und 3,9% gaben einen aktuellen Konsum von Cannabis an. Während im Vergleich zu 2011 keine signifikanten Unterschiede in der Prävalenz der rauchenden Jugendlichen festgestellt werden konnte, zeigen die Daten jedoch eine Zunahme des Alkohol- sowie des Cannabiskonsums. Die Ergebnisse zeigen außerdem, dass der Konsum von Cannabis und Zigaretten mit Symptomen von Hyperaktivität und vermindertem prosozialem Verhalten assoziiert war. Für alle drei Substanzen zeigen sich Zusammenhänge zwischen dem Konsum und Verhaltensauffälligkeiten. Die Daten zeigen außerdem bei den Alkohol- und Cannabiskonsumierenden ein geringes subjektives



Wohlbefinden in den Bereichen körperliches Wohlbefinden, psychisches Wohlbefinden, Beziehung zu Eltern und schulisches Umfeld, wohingegen der Zigarettenkonsum mit einer höheren Lebensqualität in Bezug auf die soziale Unterstützung zu Gleichaltrigen assoziiert wird.

Aktueller Substanzkonsum N = 1829
(mittleres Alter von 13,96 Jahren)

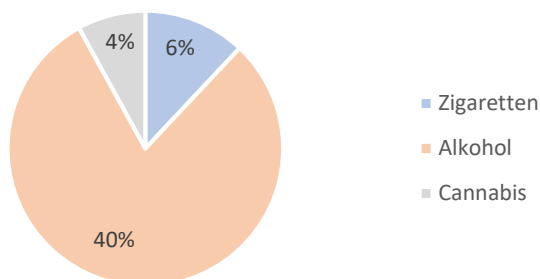


Abbildung 1.

Anteil aktueller konsumierender Kinder und Jugendlicher in Prozent.

Bewertung

Die vorliegende Studie zeigt anhand einer deutschen Stichprobe, dass Kinder und Jugendliche weiterhin vor allem die drei Substanzen Zigaretten, Alkohol und Cannabis konsumieren. Außerdem zeigen die Ergebnisse, dass sowohl die Lebensqualität als auch Verhaltensschwierigkeiten mit Substanzkonsum in Verbindung gebracht werden können, insbesondere bei jüngeren Kindern. Wie auch in anderen Studien, zeigen diese Ergebnisse, dass der frühe Konsum besonders problematisch ist und ein geringeres Wohlbefinden sowie Verhaltensauffälligkeiten eher mit einem früh einsetzendem Substanzkonsum assoziiert sind. Geschlechtsunterschiede wurden nicht gefunden. Zukünftige Präventionsmaßnahmen sollten hier Anschluss finden, um dem Substanzkonsum weiter entgegenzuwirken und insbesondere auch die jüngere Zielgruppe mit einschließen. Nicht außer Acht zu

lassen ist der Einfluss der Peergroup auf das Konsumverhalten der Heranwachsenden. Auch hier sollte Prävention ansetzen.

Abschließend zeigt die Studie dahingehend Limitationen, dass ein hoher SES in der Stichprobe überrepräsentiert war und die Stichprobe damit nicht repräsentativ ist. Außerdem muss limitierend angemerkt werden, dass aus den Daten keine Rückschlüsse auf die Kausalität der Ergebnisse gezogen werden können, also ob eine geringere Lebensqualität und Verhaltensauffälligkeiten zu Substanzkonsum führen oder umgekehrt. Hierfür wäre eine längsschnittliche Beobachtung notwendig.

Anna-Lena Schulz, M.Sc.

Quelle

Frobel, W., Grafe, N., Meigen, C. *et al.* Substance use in childhood and adolescence and its associations with quality of life and behavioral strengths and difficulties. *BMC Public Health* **22**, 275 (2022). <https://doi.org/10.1186/s12889-022-12586-2>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Körperschaft des öffentlichen Rechts

Gerichtsstand: Hamburg